

Die Erfindung des Korianders

Autor(en): Aurel Schmidt
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1987

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b055ddeb-03e4-44c2-9f72-a9685e58a768>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Es war schon spät, als Peter Fritz und ich uns von Spartahori nach Vahti auf den Weg machten. Wir waren am Nachmittag auf der Insel Meghanisi angekommen und auf die Hügel gestiegen. Am Abend hatten wir bei Billy the Chicken gegessen und von den Leuten in der Taverne gehört, dass in Vahti Hochzeit gefeiert werde. Das war der Grund, warum wir beschlossen, noch am gleichen Abend weiterzureisen.

Es war längst tiefe Nacht geworden, und die Fahrt auf dem Wasser durch den schwarzen Raum – aber was heisst Raum, wo es keine Grenzen gab? Die Fahrt durch die durch keine Einfassung definierte Dunkelheit war geheimnisvoll. Nicht nur das, sie war unheimlich. Nur das Plätschern des Wassers und die Orientierung an der Küste in einiger Entfernung. Mit einem Mal wurde mir die griechische Mythologie verständlich, die Totenfahrt ist eine Realität, keine mythologische Erfindung. Die Mythologie ist immer der Ausdruck für eine wirklich gelebte Welt. Die alten Griechen, auf das Meer angewiesen, mussten es gefürchtet haben.

Es war beklemmend, auch für uns. Wir sagten kein Wort, es gab auch nichts zu sagen. Es war das grossartige, berauschende Erlebnis des Raums, der aus Dunkelheit besteht, der Zeit, des Lebens, alles glitt unsichtbar vorüber.

In Vahti war tatsächlich Hochzeit. Aus der Ferne drang zuerst leise und dann immer lauter, je näher wir kamen, eine Klarinette durch die Nacht. Ich kann es nicht beschreiben. Es war schaurig. Ein langer, klagender Ton, der durch Mark und Bein ging. Eine heidnische Musik, sie schien aus archaischer Zeit zu kommen, auch wenn sie von Menschen, die heute lebten, gespielt wurde. Ich fror. Pan verbreitete seinen Schrecken. Was soll ich sagen? Ich werde diese

Musik bis an das Ende meines Lebens nicht vergessen. Es war die Begegnung mit einer überzeitlichen, ausserräumlichen Erfahrung, die nur durch eine Entäusserung wahrgenommen werden konnte. Ich begriff die Zeit vor meinem Leben und sah die Zeit nach meinem Leben vor mir, so würde es immer sein. Die Nacht, die Klage, der Schrei. Die Intensität. Drücke ich mich verständlich genug aus? Ich sage: die Intensität, das Fundamentale, das Leben. Alles das. Und die Kraft, um alles auszuhalten, durchzuhalten. Die Kategorien des Schönen oder Hässlichen, des Guten oder Schlechten sind hinfällig. Das Mass der aufrüttelnden Authentizität: darauf kommt es an. Der Tag vergeht, er ist ein Zwischenfall, die Nacht ist das Beständige. Ich glaube, so ist es.

An diese Musik in Vahti muss ich oft denken, wenn ich nachts nach Hause gehe, den Spalenberg hinauf. Basel ist mein Gefängnis, mein Grab. Das gibt mir die Kraft, mich zu wehren. Ich versuche zu entweichen. Solange ich unterwegs bin, lebe ich. Und daher versuche ich, unterwegs zu sein, auch wenn ich zu Hause bin.

Der Rümelinsplatz, der Spalenberg, der Nadelberg, die Häuser, ich kenne das. Es ist eine Kulisse, die sich wie in einer expressionistischen Verzerrung drohend erhebt. Das ist die Stadt, in der ich lebe. Mit den Jahren kommt sie mir wie eine gigantische Fata Morgana vor. Mögen die Hauseingänge umgebaut werden, die Geschäfte wechseln, die Kulisse bleibt die gleiche. Ich gehe vorbei, es gibt keine Berührung. Es ist ein Traum. Wie wäre Fliegen jetzt schön. Statt dessen steige ich die Strasse hinan, so wie ich es so viele Male getan habe. Dieser Teil von Basel ist sich in all der Zeit gleich geblieben, ich dagegen habe mich geändert, und ich kenne diese Häu-

ser, diese Strassen, ich erkenne sie, aber verstehe sie nicht. Sie sind für mich etwas anderes geworden: fremd, unbegreiflich. Sie sind nicht wahr, erst recht nicht nachts. Tagsüber lenken das geschäftige Treiben, das Fluten der Passanten, die sichtbaren Wechsel der Tages- und Jahreszeiten von dem ab, was hinter der sichtbaren Welt ist, aber nachts ist alles so, wie es in einem ausserrealen Sinn immer war und lange sein wird.

Die Begrenzung durch die materielle Welt. Sie wirkt so lähmend. Wenn der Geist sich nur davon loslösen und sich emporschwingen könnte. Wenn es gelänge, alle Sinne zu deterritorialisieren, und sie sich ausbreiten, alles aufsaugen könnten. Das Eingeschlossensein in unser Dasein ist wirklich unser Schicksal.

Manchmal gibt es, aber höchst selten, Ausnahmen. Einmal auf dem Nachhauseweg in einer Winternacht hatte es zu schneien angefangen. Es musste schon vor einiger Zeit begonnen haben, der Schnee lag im Leonhardsgraben einige Zentimeter hoch und verhüllte alles, die Stadt war wie verschwunden, und im dichten Treiben und Tanzen der Flocken ging ich hin und her, ich wollte nicht nach Hause kommen, sondern weitergehen, einfach immer weitergehen, diese schöne, schwingende Bewegung in mir nicht abbrechen lassen.

Der Schneefall hatte meinen Metabolismus von innen heraus tiefgreifend verändert, ich war offen. Es war ein wunderbarer Augenblick, in den das ganze Leben eingeflossen war. Diese unglaubliche Leichtigkeit im Gehen. Diese fliegerischen Fähigkeiten – nun mit einem Mal. Die Möglichkeit, bis an die Grenzen vorzudringen. An welche Grenzen? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass es darauf ankommt, mit einer verrückten Begeisterung und Vehemenz vorzudringen, soweit wie möglich. Nicht aufzugeben, nicht stehen zu bleiben, dem Drang nachzugeben, ihm zu erliegen. Diese drängende Eigentlichkeit. Diese nächtlichen Flüge, halb Ekstase,

halb Wahnsinn. Nun ja, warum nicht? Das Erwachen kommt früher oder später, es wird grausam sein, aber es ist unvermeidbar. Dafür habe ich diesen Augenblick nahe an der Grenze der Auflösung erlebt, auf den es allein ankommt. Er mag so gefährlich sein, wie er will, die Erweiterung der Erfahrung, die er ermöglicht, ist alles wert.

Das alles geht mir durch den Kopf.

Schreibst du deine Memoiren, fragt Marc Steffen. Ich kann nicht entscheiden, ob es Spott ist oder Erstaunen, die in seiner Frage schwingt. Nein, ich versuche nur, mit der Last der Erinnerung fertig zu werden. Ist das so schwer zu verstehen?

Nichts hat Bestand ausser der Erinnerung. Ich erinnere mich, das heisst: das ist mein Leben. Mein Leben ist mein Werk. Meine Erinnerungen sind alles, was ich habe, was ich mit mir herumtrage. Der Druck wächst. Mit jedem Tag. Wie damit fertig werden?

Dabei gibt es nur diese Erinnerung, diese Addition der Erinnerungen, den Druck, der aus der Summe entsteht, nichts sonst. Nichts, worauf es ankäme. Je mehr Druck, desto mehr Leben. Bei John Locke steht, dass die Identität eines Menschen nur soweit geht, als sein Erinnerungsvermögen reicht. Das ist genau das, was ich meine. Die Last ist das Authentische. Sie ist wirklich alles, was ich habe. Ich kann mir diese Last nur wünschen. Sie ist die Garantie meines Daseins, meine Vergewisserung, mein Halt.

Das Schwierige ist nur die Einsicht, dass diese Last einfach unerlässlich ist, dass es ohne sie nicht geht, dass ich sie akzeptieren muss, um dafür das grossartige Spektakel der Erinnerung zum Ausgleich zu bekommen.

Die Gärten von Giverny. Die Gärten der Villa d'Este. Liszts pathetische Geste. Die Traviata von Verdi in der Interpretation von Carlos Kleiber, die in einer grossen Gefühlsaufwallung das bereits todkranke Europa der Bourgeoisie zu-

sammenfasst. Diesen schönen Schein hat es nie vorher und nie danach wieder erreicht. In einem abgelegenen Tal in der Ardèche habe ich es genossen, nackt im Regen zu sein, den Regen auf meiner Haut, auf meinem Körper zu spüren, den Zustand der Soheit (des zenbuddhistischen *tathata*) zu erreichen, also die inverse Bewegung, die nicht Auflösung und Ekstase meint, sondern im Gegenteil Konzentration, mehr noch, den fundamentalen Zustand des Seins ohne Moral oder Metaphysik.

Ich denke daran. Und ich denke an das kleine Welttheater auf der Veranda des Hotels Decolores in Cacoal im brasilianischen Amazonien, wo die Menschen kamen und gingen, ich habe nie herausgefunden, woher oder wohin. Einer der Männer war Grundstückhändler, er kam eines Tages mit einer riesigen Papaya zurück. «Barato, barato, barato», sagte er: dreimal. Viel zu billig. Er schnitt Stücke heraus und verteilte sie. Auch der Chauffeur, der mit einem neuen Pickup gekommen war, den er immer in Sichtweite vor dem Hotel parkierte, liess nicht erkennen, was er hier machte. Er sass den ganzen Vormittag auf der Veranda, unbeweglich, wie erstarrt, dann verschwand er, aber am Nachmittag sass er wieder da, bis spät in die Nacht, immer noch ohne eine Bewegung zu machen. Von ihm lernte ich, dass es ratsam ist, jede überflüssige Bewegung zu vermeiden, weil sie einen nur viel zu sehr erschöpft. Dieses Welttheater geht Tag für Tag weiter, ich erinnere mich an den Ort, die Menschen, ich kann es mir vorstellen, auch wenn ich nicht dabei bin.

Ich denke an die Ankunft in Congonhas, im Hotel Colonial mit den dunkelblau gestrichenen Fensterrahmen, gegenüber der Kirche Senhor Bom Jesus de Matosinhos mit den Skulpturen Aleijadinhos und den Tauben, die im Inneren der Kirche nisteten und die Einrichtung vollschissen. Es fing an zu regnen, ein langer, dünner Regen, der die Zeit auslöschte, und mit

einem Mal verstand ich den Regen in den Büchern von Gabriel Garcia Marquez.

Auch daran denke ich: an einen Abend mit Elisabeth in Rom. Wir waren tagsüber in Orvieto gewesen, abends gingen wir zu Ranieri essen und bestellten Risotto au saumon fumé, dazu eine Flasche Rubiesco aus Umbrien – bestimmte Augenblicke im Leben machen aus der Biographie ein Kunstwerk.

Und auch daran denke ich: an einen «caldo de pollo» in einer Lastwagenraststätte an der Strasse von Chihuahua nach Guanajuato in Mexiko, den jeder Gast mit Tomatenstückchen, Zwiebeln, scharfen Pfefferschotten, Limonensücken und frischem Koriander würzte. Ein Wunder war geschehen. Es war ein neuer Geschmack im Gaumen, eine Erfahrung, die eine neue Geschmackswelt erschloss, sozusagen die Erfindung des Korianders. Denn es ist der Gaumen, der sich den Koriander erfindet, um in der Kombination mit den anderen Gewürzzutaten, durch den Umgang mit den Stoffen der Welt, solche Erlebnisse der Überwältigung – *das gibt es also auch* – zu haben.

Das Glück ist das Furchtbare. Dieser Gedanke ist mir durch den Kopf gegangen und ich habe ihn aufgeschrieben. Jetzt lese ich den Satz wieder und wieder und versuche zu verstehen, was er bedeutet. Das Glück inspiriert nicht, es beunruhigt nicht, es ist unproduktiv. Und doch bin ich, wenn ich in Bigham's sitze und darüber nachdenke, glücklich. Einfach so. Oder bin ich glücklich über das Unglück des Glücks, denn die Frage nach dem Glück lässt eine Irritation spürbar werden. Dann schaue ich aus dem Fenster. Main Street. Maitag. Concord, Massachusetts.

Sehnsucht nach dem Leben. Zu viele Eindrücke. Wie kann man damit fertig werden? Ich taumle. Auch der Taumel ist ein Aspekt der Sehnsucht. Bleibe doch endlich ruhig sitzen und lasse die Welt wie Regen an dir abgleiten, abfließen, was

willst du denn? Rennst du immer noch hinter der Utopie her, hinter der letzten Antwort, die alles ein für allemal entschlüsseln wird – und die es doch nicht gibt, nicht geben kann, weil nichts stehen bleibt, alles weitergeht, sich von Stunde zu Stunde verändert. Hast du immer noch nicht verstanden?

Weil es keine letzte Antwort gibt, das ist richtig, gibt es auch keine Ruhe, das ist die Konsequenz. Ausserdem überfällt mich eine Angst, etwas zu verpassen. Jede Stunde meiner Lebenszeit will ich dafür verwenden, um soviel wie möglich zu erfahren, aufzunehmen, in eine Art Stoffwechsel mit dem Leben, mit der Welt zu treten. Ruhig bleiben? Wie wäre das möglich!

Diese Unruhe gehört zum Leben wie die Last der Erinnerung. Ohne sie wäre das Leben kei-

nes. Wer mehr weiss, dem erschliesst sich auch mehr Welt, weil er immer mehr Anknüpfungspunkte hat, aber der muss auch erkennen, dass das Ziel immer weiter in die Ferne rückt. Die Unruhe ist deshalb auch eine Unzufriedenheit, sogar eine Verzweigung, die mit der Unbegrenztheit der vorhandenen Welt und der Begrenzung, sie aufzunehmen und mit ihr umzugehen, zu tun hat. Zuwenig Aufbrüche, zuwenig Flüge, zuwendig Ekstasen – und zuwenig Augenblicke der Konzentration. Die Trägheit und Stumpfheit der Gegebenheiten auf der einen Seite und auf der anderen die heftigen Pulsionen des Geistes, der drängt und keine Ruhe gibt.

«Die Erfindung des Korianders» ist ein Auszug aus einem Buch mit dem Titel «Das Archiv der Sehnsucht», an dem der Autor zur Zeit arbeitet.

Stefanie Preiswerk Vier Gedichte

Vincent

Alle Sonnenblumen der Erde
der künftigen, der gewesenen Sommer
sind seinem Namen verbunden

keiner der nach ihm kommt
niemand wird je wieder wagen
Sonnenblumen zu malen

allein stand er unter Raben
und kreisenden Sonnen
verzweifelt im Dunkeln

keiner sprach seine Sprache
jetzt verstehen ihn alle
die Sonnenblumen lieben.

Rheinwaldhorn

Meine Ski
zerschnitten den Hang

der Schnee
wurde wirbelnde Wolke
der Wind
zerstob an meinem Gesicht.

Sekunden brausenden Glücks
gehörte mir der ganze Berg.

Einmal
werden wir uns sagen:
weisst du noch?
und unsre Haut
wird die Sonne brennen fühlen
und der Widerschein des Schnees
wird aus unsern Augen leuchten.

Das Gewitter

Pilze aus Wolken
Atompilze, Raumpilze
Garben von Blitzen